Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 15 (1939)
Heft: 3

Artikel: Das Verlöbnis
Autor: Krell, Max
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-753281

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Verlöbnis

VON MAX KRELL

Wenn die Gräfin Montijo von dem Spiel der großen Feste, der schönen Kleider und auch ein wenig der Künste — denn der Dichter Mallarmé saß unentwegt zu ihren Füßen und bekannte ihr in Versen und Erzählungen seine Liebe — genug hatte, bestellte sie Extraposten und fuhr, ohne an den Schlössern ihrer Freunde in der Touraine oder in der Auvergne haltzumachen, von Paris bis nach Carbanchal.

Dort erwartete sie ihre Tochter Eugenie, die auf dem Söller des alten Schlosses stand wie ein Burgfräulein der Minnezeit und hoffte, das Leben mit seinen bunten Verheißungen werde eines Tages über der flimmernden Straße von Madrid heraufjagen und sie in die Arme nehmen. Sie war keineswegs unzufrieden mit dem, was der staubige Reisewagen in seinem Innern barg; denn die Gräfin begnügte sich nicht damit, den Abglanz der Pariser Monate in ihren eigenen Roben, den seidenen Garnituren, den gewaltigen Hüten und einem Trousseau neuester Wäsche mitzubringen. Ein nicht geringes Gepäck war für Eugenie selber bestimmt. Der Reiz ihrer märchenhaften Erscheinung sollte nichts entbehren, was ihn vertiefen und erhöhen könnte. Die Gräfin war viel zu klug, um nicht zu wissen, daß der eigene Zauber vergänglich ist und daß eine Mutter ihrer Art nichts Besseres tun kann, als auch dieses Erbgut zu gemessener Zeit an die Tochter abzutreten.

Eugenie war mit beinahe sechzehn Jahren schmäler als alle Spanierinnen, die sie kannte; die Versprechungen ihrer Grazie trug sie mit einer leicht bewußten Eitelkeit. Die tiefen Augen, die eher purpurn als schwarz waren, konnten leuchten, daß der, der in sie hineinstürzte, aufbrannte und vergaß, wieviel Berechnung schon darinnen stand. Die gerade, im Sattel kaum gebogene Nase verriet Klugheit und Energie, selbst wo der Mund in seinem ersten Schwellen von nichts anderem zu träumen schien als von der Süßigkeit der Liebe.

Und hiervon wußte sie mehr, als die Gräfin ahnte. Es war zwar Buchwissen, denn der Abbé Carrillos und die Haushälterin Conchita, denen in ihrer Abwesenheit eine fast unbeschränkte Macht eingeräumt war, wachten über jeden Weg und jede Begegnung Eugenies. Außer dem Grafen Hilarez, einem Vetter zweiten Grades, kam kein Mann in ihre Nähe. Und Hilarez, gemeinsam mit Eugenie aufgewachsen, zeigte gewisse Spuren geistiger Unreife, er war tapsig und schläfrig; er sah auch nicht darnach aus, als ob er imstande sei, die Mysterien der Liebe zu erfassen und weiterzureichen.

Immerhin war er der Spender mancher Bücher. Unter ihrem Kopfkissen verbarg Eugenie weniger die «Nachfolge Christi» oder die «Blümlein des Heiligen Franz», die Carrillos ihrem Studium anempfohlen hatte; diese Bücher lagen offen auf ihrem Tisch, ohne viel umgeblättert zu werden. Aber Silvio Pellicos «Gefängnisse» und die Aufzeichnungen Andryanes von der Haft der Carbonari auf dem Spielberg wurden im Kerzenschein verschlungen. Sie, die das Gespräch der Welt waren, nährten die Romantik des Mädchenherzens und gaben den Hoffnungen auf die Zukunft einen heroischen Hintergrund.

Die Welt war, wie gesagt, damals erfüllt von den Leiden dieser Menschen, die, als sie die Einigung Italiens vorbereiteten, in die Hände der österreichischen Häscher fielen und eine grausame Haft von vielen Jahren erduldeten. Kaiser Franz ließ es sich nicht verdrießen, kleinlich und engherzig, wie er war, ihre Nöte zu vermehren, so daß sie, als sie nach seinem Tode der Freiheit zurückgegeben wurden, allesamt nur noch die Ruinen ihrer Jugend und zu Tat und Auftrieb unfähig waren. Pellico und Andryane vermochten wenigstens die Geschichte ihrer Leiden niederzuschreiben. Und in allen Ländern und Schichten bewunderte und liebte man sie. Als Hilarez diese Bücher Eugenie gab, war er sich kaum klar darüber, welche Leidenschaften er damit in ihr weckte. Sie wollte alles wissen, alles nacherleben, was zu diesem Aufschwung und Zusammenbruch nationaler Energien geführt hatte. Sie geriet geradezu in einen Taumel der Begeisterung, der sie eine Weile lang alle Berechnung ihres Charakters vergessen ließ. Zum erstenmal rührte der Begriff «Freiheit» an ihre Sinne: Freiheit zunächst vom Politischen her. Doch welche Freiheit ist begrenzt! Freiheit, einmal begriffen, erfaßt alle Fibern, löst die Gefühle, beschwingt und entfesselt. Und Freiheit, verbunden mit dem Bewußtsein der Macht, will wohl auch herrschen.

Der Vetter war nicht der Mann, sich diesem Aufbegehren eines leidenschaftlichen und doch kühlen Mädchens entgegenzustellen. Er tat nur, was er vermochte, ihr zu dienen, und er befestigte so in ihr die Lust des Herrschens.

In dieser Zeit starb sein Vater, dem außer großen Ländereien in Alt-Kastilien noch ausgedehnte Besitzungen auf Kuba gehörten. Etwas von der Erinnerung an die Konquistadoren-Zeit hatte sich in seiner Familie erhalten; es wurde behauptet, daß die ausgedehnten Güter in Westindien seit dem frühen sechzehnten Jahrhundert ununterbrochen in der Hand des Hilarez geblieben seien. Sie waren kleine Könige in diesem Land, die tun und lassen konnten, was ihnen beliebte. Sie konnten ihre Güter aussaugen um eines augenblicklichen Vorteils willen, sie konnten ihre Sklaven verkaufen oder totschlagen — kein Minister in Madrid wäre ihnen deswegen in den Arm gefallen.

Als der junge Hilarez in den Besitz dieser riesigen Liegenschaften, etlicher Titel und großer Ehrenstellen gekommen war, fuhr er in einer silbernen Kalesche von Madrid nach Carbanchal, mit Spitzenreitern und Fakkeln am hellen Tage; zwei Mohrenknaben in Spitzenkragen saßen hintenauf, ein eigener Trompeter kündete am Schloßtor seine Ankunft an.

Indessen, Hilarez hatte Pech. Die Gräfin Montijo war eben aus Paris gekommen, ihre Laune war nicht die beste; in einer Salonintrige hatte sie den kürzeren gezogen, und sie war in Gedanken damit beschäftigt, das Spiel mit dem Einsatz der Tochter aufs neue zu beginnen. In ihren Koffern lagen schon die Staatsroben, die Eugenie bald tragen würde, das Kind hatte genug gebetet, es sollte eine Dame werden, und die Dame sollte so hoch wie nur möglich in das Sonnenlicht von Paris emporsteigen.

Stotternd und keineswegs ein Graf, so stand Hilarez vor der Gräfin, um sein Schicksal, seinen Reichtum und seine Armseligkeit in die schmalen Hände Eugenies zu legen. Die Damen, hochrot vom Kramen in Seide und Stoffen, hatten zuerst kaum recht ein Ohr für seine Sätze. Sie mußten dies und jenes zweimal fragen, ehe sie es begriffen. Das machte ihn besonders klein. Die Gräfin schmetterte die Türe mit einem scharf gekreischten «Niemals!» zu. Sie hätte auch zu einer günstigeren Zeit kaum daran gedacht, die Orchidee an seine einfältige Brust zu legen.

Das Gefährt mit gelöschten Fackeln und verstummter Trompete war schon wieder unterwegs nach Madrid, als es Eugenie klar wurde, was Hilarez eigentlich gewollt hatte.

Noch in der Nacht schrieb sie ihrem Vetter einen sehr freundlichen Brief. Sie entschuldigte den Ausfall ihrer Mutter, die reisemüde und aus triftigen Gründen, die ein Mann nicht verstehen könne, verärgert gewesen sei. Sie aber, Eugenie, wisse seinen Antrag zu würdigen. Wenn sie auch spüre, daß es nicht die ganz große Liebe ihrer Kinderträume sei, so kenne sie ihn doch, verstünde seine Ergebenheit und hege keineswegs die Absicht, seine Werbung ohne weiteres abzulehnen. Sie werde am Sonntag mit Conchita zur Messe in der Kathedrale sein, und es sei dann seine Sache, eine Unterredung mit ihr herbeizuführen.

Hilarez erhielt diesen Brief in der Frühe des nächsten Tages durch einen zuverlässigen Boten. Seine Liebe und ein gutes Stück Geld machten es möglich, daß er am Sonntag in einer Seitenkapelle der Kathedrale neben Eugenie knien konnte. Er unterlegte der Litanei seinen eigenen Text, und Eugenie wußte geschickt zu antworten. Sie sagte kurz und klar: «Du gehst jetzt nach Kuba, du wirst die Sklaven auf deinen Gütern in Freiheit setzen. Du weißt heute, was Freiheit in meinen Augen bedeutet. Ich werde dich belohnen, wenn du zurückkehrst. Das gelobe ich dir vor diesem Altar!»

Hilarez war entzückt und betrübt in einem. Er hörte die Verheißung, aber er scheute die Reise, die ihn auf eine lange Zeit von Madrid, von Carbanchal und damit von Eugenie fernhalten würde. Doch er kannte die Zähigkeit dieses Mädchens, das seinen Befehl nicht zurücknehmen würde, ohne gänzlich für ihn verloren zu sein. Er verneigte sich mit dem Anstand des Hidalgos — und reiste.

In Kuba fand er einen völlig geordneten und gut geleiteten Besitz vor. Er hätte ruhig von dieser großen Pfründe in Madrid leben können, ohne sich Sorgen um seine Sicherheit machen zu müssen. Auch den Sklaven ging es nicht so schlecht, wie Eugenie sich und ihm es vorgestellt hatte. Er besprach sich mit seinen Verwaltern, die ihn dringend warnten, etwas am gewohnten Zustand zu ändern. Man könne schon um des gemeinsamen Ansehens willen, dann aber auch wegen der Arbeit, die nicht aufzuschieben wäre, ohne die Hazienden der Verwüstung auszuliefern, eine Freilassung der Sklaven nicht erwägen; zum mindesten müsse man auch mit der Regierung Rücksprache nehmen, die die Ordnung im Lande aufrecht zu halten habe.

Hilarez aber geriet in Zorn; der Schwächliche wollte seinen ersten Willen, hinter dem die Peitsche eines größeren stand, unbedingt durchsetzen. Er befahl die Freiheit für seine Sklaven, und die Freiheit kam, und sie ertrank in einem Meer von Blut.

Die Sklaven, seit Jahrhunderten an nichts als an Unterwerfung gewohnt, von ewig unterdrückten Begierden erfüllt, kindisch in ihren Alltagswünschen und kurzsichtig gegenüber dem, was wirklich Freiheit ist, machten sich zu Herren dort, wo sie bisher nichts zu sagen hatten. Sie raubten, plünderten, mordeten auch, und bald war die ganze Insel überschwelt von dem Brandgewölk der untergehenden Hazienden. Nichts steckt so schnell an wie der Haß. Was als ein Funke in die Farmen der Hilarez gefallen war, explodierte allerorts — und bald zog ein Heer von Negern über die Insel, dem die schwachen spanischen Besatzungstruppen keinen ernsthaften Widerstand leisten konnten.

Hilarez war eben dabei, in Santiago die «Regina Vittoria» zu besteigen, um die Nachricht von der großen Befreiung nach Carbanchal zu bringen, als der Gouverneur ihn durch einen dringenden Boten ersuchen ließ, nicht zu reisen. Er wie alle Spanier müßten jetzt dem Aufgebot folgen. Er habe auch nach Haiti, Portorico und den entfernteren Inseln geschickt und Truppen angefordert. Hilarez, den es keineswegs gelüstete, Kriegsdienste zu tun, wollte den Befehl des Gouverneurs überhören. Aber die «Regina Vittoria» konnte nicht ausfahren. Neger hatten schon die Docks verwüstet, auch die Speicher im Hafen wurden belagert und angezündet, und als das Schiff doch die Anker lichtete, prasselte aus dem Deck die helle Lohe, so daß Hilarez glücklich sein mußte, als er schwimmend noch einmal das Ufer erreichte. Er zog nun im Gefolge der Truppen hin und her und wurde, ob er wollte oder nicht, ein richtiger Soldat.

Zwei Jahre dauerte dieser Krieg. Und zwei Jahre sind eine lange Zeit im Leben und Wachstum eines jungen Mädchens. Eugenie war unterdessen nach Paris gekommen. Der flirrende Zauber dieser Stadt, die Anmut der Sprache und der Gesten hüllten sie immer mehr ein. Oft vergaß sie Carbanchal, noch öfter Hilarez, und von den Idealen der Freiheit, von Silvio Pellico, aber auch von Sklavenelend auf Kuba hatte sie um so weniger eine Vorstellung, als an der Seine eine größere Macht ihr zu Füßen lag und ihren eitelsten Träumen nichts schuldig blieb. Manchmal kam ein Brief von Hilarez. Er trug jetzt einen Arm in der Schlinge, weil er zerschmettert war; ein Brandpfeil hatte sein Haar versengt und eine tiefe Schramme über sein Gesicht gezogen; wochenlang lag er im Fieber in einem Spital. Seine Güter waren von Flammen verzehrt und seine ganze Vornehmheit von üblen Landsknechtsitten aufgefressen worden. Er fluchte sogar in seinen Briefen. Eugenie konnte, je männlicher er erschien, hinter seinen Worten nichts Heroisches entdecken. Sie glaubte Stall und Moder aus dem Papier zu riechen. Auch hatten seine Worte nichts Werbendes und gar nichts Unterwürfiges mehr.

In den Herbstwochen, die sie wieder einmal zu Hause verbrachte, fragte sie den Abbé Carrillos, ob er ein Verlöbnis aus jenen Worten herausläse, die sie Hilarez vor dem Altar der Kathedrale gesagt habe. Sie drehte ein wenig an ihren Ausdrücken herum, so daß Carrillos ohne weiteres merkte, wohinaus sie wollte. Ein Verlöbnis nicht gerade, meinte er, und sie ließ ihn nicht weitersprechen, sie wünschte nicht mehr zu hören. Dann fuhr sie wieder nach Paris.

Sie bekam noch einen Brief aus Kuba, den hatte der Hauptmann geschrieben. Hilarez sei gefallen, hier käme noch eine Locke und eine kleine Kette mit einem Beryll, die er immer um den Hals getragen und für sie bestimmt habe. Es sei ein schreckliches und langes Sterben gewesen; er müsse der Wahrheit die Ehre geben: Hilarez sei mit einem Fluch über die Menschen, die ihn ins Elend gejagt hatten, in den Tod gegangen.

Eugenie erhielt diesen Brief nach Paris nachgeschickt. Sie kleidete sich gerade zu einem Fest in Malmaison an. Der junge Kaiser hatte gewünscht, daß sie «Kiss me quick», das verführerische Kleid in Weiß und Blau, trage. Sie las den Brief, während Conchita ihr die Haare kämmte, sie verstand ihn nicht gleich, denn sie hatte ihre Gedanken nicht beieinander. Der Beryll fiel auf den Teppich. Dort fand ihn später Conchita, und sie trug ihn eine Weile, während andere, edlere und größere Edelsteine ihre Lichter über Eugenies Haarkrone flammen ließen.